

Cum grano salis : eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur

Autor(en): **Frisch, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **40 (1953)**

Heft 10: **Theaterfragen**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-31021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Cum grano salis

Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur

Von Max Frisch

Max Frisch erhielt als Schriftsteller im Jahre 1951 von der humanistischen Abteilung der Rockefeller-Stiftung in New York die Einladung zu einem einjährigen, unentgeltlichen und völlig freien Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten. Diese Auszeichnung ist unseres Wissens bisher noch keinem anderen schweizerischen Schriftsteller zuteil geworden. Der nachfolgende Aufsatz ist der überarbeitete Vortrag, den Architekt Max Frisch nach seiner Rückkehr in der Juni-Zusammenkunft der Ortsgruppe Zürich des BSA hielt. Die ebenso kritischen wie wohlformulierten Ausführungen fanden spontanen Beifall, und es wurde deren Veröffentlichung im WERK gewünscht. Diesem Wunsche kommen wir sehr gerne nach, da der Aufsatz viel Wahres und Anregendes enthält, das, richtig verstanden, einen wertvollen Beitrag zur Klärung der Architektursituation darstellt. Redaktion

In jedem fremden Land gestatten wir uns, Eindrücke zu haben, sie zu deuten, obschon es sich nur um erste Eindrücke handelt, die einer Sache nie ganz gerecht werden; andererseits kann man ja auch wieder so «gerecht» sein, daß von der Wahrheit nichts mehr übrigbleibt. . . Gestatten wir uns also, gelegentlich auch mit dem eignen Land nicht anders zu verfahren als mit den fremden, beispielsweise zu fragen, welcher Art etwa die ersten Eindrücke eines Heimkehrenden sind, wenn er, nachdem er ein Jahr lang Amerika und das noch viel fremdere Mexico erlebt hat, wieder vor unsrer einheimischen Architektur steht.

Cum grano salis:

Er staunt. Er staunt nicht nur darüber, daß in seiner Vaterstadt alles noch viel kleiner geworden ist, als er erinnerte, der Bahnhof, der Platz davor, die Sträßchen, der liebe Fluß mit seinen Brücken; er staunt ganz grundsätzlich, wie sehr doch der Maßstab (den der Architekt im Herzen trägt) eine Sache auch der Gewöhnung ist. Ein Jahr schon genügt, um anders zu empfinden. Im übrigen (ohne daß die Befremdung, wie winzig alles ist, gewichen wäre) staunt der Heimkehrende, wie proper alles gebaut ist, wie ernst und gewissenhaft. Noch die letzte Wassernase ist gemeistert, und der Heimkehrende wird kaum einen schweizerischen Bau treffen, wo ihm nicht reihenweise etwa die folgenden Beiwörter einfallen: Schmuck, gediegen, gründlich, gepflegt, geschmackvoll, sicher, sauber, gepützt, makellos, seriös, sehr seriös. Wo in der Welt wird so gebaut? Und er staunt, daß er trotz all dieser Qualität unsrer Architektur nicht in eine eigentliche Begeisterung gerät —

Woran liegt es?

Es ist eine natürliche Unart, daß man nach einer bewegenden Reise stets erwartet, auch zuhause müßte sich etwas bewegt haben, und unter dieser Voraussetzung ist der Heimkehrende natürlich etwas benommen, wenn er beispielsweise auf der Globus-Brücke in Zürich steht, die in einem Jahr um zwei und einen halben Pfeiler gewachsen ist. Etwas verständnislos betrachtet er das stille Unkraut in der freien Limmat; er hat lange keine einheimischen Zeitungen gelesen und weiß nicht, was der Gemeinderat zuletzt befunden hat. Er sieht nur, daß es in der Tat eine wichtige Stelle ist, und eigentlich müßte es ihn, der Zürcher ist, aufs allerbrennendste interessieren, was an dieser Stelle dereinst gebaut wird. Sicher gibt es verschiedene Auffassungen, worüber man streiten könnte, und verschiedene Lösungen; sicher wird keine davon gebaut, sondern ein Kompromiß. Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht: die ganz allgemeine Mentalität, die aus der Erfahrung entstanden ist, daß es in der Demokratie nie ohne politischen Kompromiß geht, die Mentalität nämlich, nie etwas Radikales auch nur zu wollen, geschweige denn es zu tun. Man kann es Mäßigung nennen, um sich damit abfinden zu können. Aber ist es gut, daß wir uns damit abfinden? Verzicht auf das Wagnis, wenn er zur Gewöhnung wird, bedeutet im geistigen Bezirk ja immer den Tod, eine gelinde und unmerkliche, aber unaufhaltsame Art von Tod. Und tatsächlich läßt es sich ja mit aller Geschäftigkeit kaum verbergen, daß die schweizerische Atmosphäre heute etwas Lebloses hat, etwas Geistloses in dem Sinn, wie ein Mensch immer geistlos wird, wenn er nicht mehr das Vollkommene will. Plötzlich versteht man nun auch die Sucht nach materieller Perfektion, die nicht bloß unsere Architektur, sondern jede schweizerische Manifestation bestimmt; sie ist ein Ersatz, ein unbewußter. Um nicht gröblich mißverstanden zu werden: Nicht der demokratische Kompromiß ist das Bedenkliche, sondern der Umstand, daß die allermeisten Schweizer bereits außerstande sind, an einem Kompromiß überhaupt noch zu leiden. Warum sollten sie! Wir haben so manches hehre Wort, um den Kompromiß zu vergötzen, ja, es geht ja soweit, daß das Bedürfnis nach Größe schlichterdinges verpönt ist; es gilt als unschweizerisch. Ist es aber nicht so, daß der gewohnheitsmäßige Verzicht auf das Große (das Ganze, das Vollkommene, das Radikale) schließlich zur Impotenz sogar der Phantasie führt? Und sind wir dieser Impotenz nicht schon sehr nahe? Die offensichtliche Armut an Begeisterung, die allgemeine Unlust, die uns in der Schweiz entgegen schlägt, sind das keine erschreckenden Symptome?

Aber bleiben wir bei der Architektur.

Flucht ins Detail – so scheint es dem Heimkehrenden – ist ein Charakteristikum gerade unsrer besten Architektur. Selbst Großbauten, wie beispielsweise unser Kantonsspital, wirken oft, als wären sie mit der Laubsäge gebastelt. Der Umstand, daß unseren Architekten zwischen Idee und Ausführung zuweilen ein Drittel ihres Erdenlebens vergeht, vor allem aber die Erfahrung, daß im großen ganzen ja doch immer der Kompromiß siegen wird, führen natürlicherweise gerade den Architekten, der Phantasie hat, zu einer Überzüchtung des Details. Wo soll er mit seiner Phantasie sonst hin? Ins Ausland, das ist eine Möglichkeit, oder in utopische Projekte, die dann in irgendeiner Zeitschrift dafür zeugen, daß es auch hierzulande nicht an Ideen gefehlt hätte. Im allgemeinen aber will der Architekt ja bauen und am liebsten doch in der Heimat, deren Aufgaben er als die seinen empfindet. In diesem Fall, wie gesagt, bleibt ihm nur das Detail, nur im Detail muß er keine Kompromisse machen. Was ist das Ergebnis? Die schweizerische Architektur hat fast überall etwas Niedliches, etwas Putziges, etwas Nippzeughaftes, etwas von der Art, als möchte die ganze Schweiz (außer wenn sie Staumauern baut) ein Kindergarten sein. Schon ziemlich bald sehnt sich der Heimkehrende wieder nach der groben, aber großzügigeren und freieren, unsentimentalen und männlich-draufgängerischen Architektur eines Pionier-Landes mit allen seinen Mißgriffen. Die Schweiz ist kein Pionier-Land, gewiß, sondern ein Uhrmacher-Land; aber ist es zulässig, wenn wir unseren Mangel an Wagemut damit rechtfertigen, daß wir eben im Gegensatz zu Amerika eine kulturelle Tradition haben? Unter Pionier-Land verstehen wir nicht ausschließlich Amerika; Italien hat auch eine kulturelle Tradition, trotzdem ist es heute ein Pionier-Land. Was uns behindert, muß also etwas anderes sein. . .

Was ist es?

Mit Freude steht der Heimkehrende vor den ersten zürcherischen Hochhäusern; auch wenn man nicht sagen kann, daß sie ragen, so zeigen sie doch bereits, wieviel Himmel es noch gäbe auch über der Schweiz, wenn wir uns nicht ducken würden. Daß es letztlich die Spritzhöhe der Feuerwehr ist, was ihr Ragen verhindert, kann der Heimkehrende nicht glauben; sonst müßten ja alle Bauten auf der Welt, die mehr als elf Stockwerke haben, längstens in Schutt und Asche liegen. . .

Also: Wovor ducken wir uns?

Ein gutes Beispiel schweizerischer Architektur empfängt übrigens den Heimkehrenden schon auf dem Flugplatz Kloten. Man ist entzückt über eine Fülle flotter Details, die Innenräume empfangen uns mit einer lichten Eleganz, die Halle ist weltmännisch in liebenswürdiger Art und ohne Protzerei, alles hält sich in den Grenzen des Taktes und begnügt sich mit der Selbstverständlichkeit schweizerischer Qualität; wo immer man ein Geländer greift oder sich setzt oder einen Aschenbecher benützt, es ist erfreulich. Wie wirkt der

Bau von außen? Er steht auf freiem Feld, weitab vom Riegelhaus-Maßstab eines Dorfes, also frei. Trotzdem scheint er sich zu scheuen vor jeder großen kubischen Geste. Warum? Sogar ein Flughafen, ein Gebäude also, wo ich niemals wohnen werde, wo ich nur warte oder passiere, wo ich voll verflogener oder erwarteter Weite bin, bemüht sich, intim zu sein und wohnlich. Mit architektonischem Raffinement wird die immerhin beträchtliche Baumasse soweit ausgefranst, daß unter keinen Umständen etwas Monumentales entsteht. Warum darf ein Flughafen, gewissermaßen das moderne Stadttor, keine monumentale Geste haben? Eine Staumauer hat keine größere oder wesentlich andere Bedeutung als ein Flughafen; aber dort können wir die Baumasse nicht zerfassen und kommen, ob wir wollen oder nicht, zur sachlichen Monumentalität. Warum nicht in der Architektur? Offensichtlich liegt es nicht an diesem oder jenem Architekten, was den Heimkehrenden befremdet, sondern es ist die allgemeine Haltung. Warum muß alles intim sein? Wir alle sprechen gerne vom menschlichen Maßstab; ein gutes Wort, ein wichtiges Wort, ein begeisterndes Wort – es fragt sich nur, wie groß oder klein man den Menschen einschätzt! – ein gefährliches Wort, sobald wir darunter den Maßstab der Spießbürgerlichkeit verstehen. Der Heimkehrende kann es wohl verschweigen, um keinen Ärger zu erregen, aber nicht vor sich selbst bestreiten, daß das allermeiste, was er an Bauten der letzten zwei Jahrzehnte sieht, inbegriffen natürlich das wenige, was er selber beigetragen hat, einen unverkennbaren Hang zum Spießbürgerlichen hat, zum Trauten, auch wo es nicht zur Aufgabe gehört, zum Bieder-Behaglichen um jeden Preis, also auch um den Preis der sachlichen Aufrichtigkeit; allenthalben waltet eine Art ängstlicher Vernünftigkeit, Mut wird als Übermut verdächtigt, scheint es, und irgendetwas scheint hierzulande nicht statthaft zu sein, etwas Wesentliches, was zur Architektur gehört; bei aller materiellen Gediegenheit bleibt etwas Knauseriges, etwas Apriori-Knauseriges, obschon wir ein reiches Land sind; entweder liegt das Knauserige schon in den Prämissen, die ein Optimum nicht zulassen, oder unsere Architekten getrauen sich nicht, weil sie täglich die Luft einer Umgebung atmen, der die Größe durchaus kein Bedürfnis ist, im Gegenteil, Größe ist unnötig und gefährdet nur die Idylle. . . Mit Verwunderung steht der Heimkehrende vor dem neuen Stadt-Spital auf der Waid; es war eines der letzten großen Grundstücke auf einem weithin sichtbaren und leider schon so gleichförmig überwülfelten Hang, eine einzigartige Chance aktuellen Städtebaus; was man nach einigem Suchen sieht, ist nicht etwa eine Scheibe, sondern eine gestaffelte Gruppe von Häusern, die sich bemüht, nicht als Spital zu erscheinen, sondern als eine Art idyllischer Siedlung, möglichst unauffällig und möglichst so, als wäre das Ganze nicht gebaut, sondern gewachsen; die Baumasse wird zerbröckelt, bis sie sich der Umgebung durchschnittlicher Wohnblöcke einfügt, und dem Gelände angepaßt (wie wir zu sagen pflegen) mit dem unbestreitbaren Erfolg, daß jede Veränderung in unserem Stadtbild vermieden wird. Wozu

dieses Bemühen? Offenbar, so merkt der Heimkehrende mit Verwunderung, ist es hierzulande ein heiliges Ziel, daß nichts dominiere. Das heißt bekanntlich, daß zuletzt die Langweile dominiert, die Monotonie.

Wie ist es anderswo?

Mexico City, zum Beispiel, kennt dieses feine Empfinden für den nachbarlichen Maßstab überhaupt nicht, es ist ein architektonischer Dschungel, ein Graus, den unsere Hochschule nie diplomieren könnte, es wimmelt von architektonischem Unkraut, dann wieder gibt es Orchideen moderner Architektur, nicht viele, aber sie sind herrlich in ihrer Konsequenz und genügen seltsamerweise, jene unordentliche Stadt beglückender zu machen als unser Zürich. Warum? Es ist wahr, unser Durchschnitt ist höher. Aber hat nicht der Durchschnitt, wenn er zum Ziel gemacht wird, notwendigerweise etwas Klägliches, etwas Schales, etwas Absterbendes? Man betrachte unsere neuen Geschäftshäuser, unsere neuen Banken; welche Routine! Und unsere Schulhäuser; welche Routine! Es ist erstaunlich, und man ertappt sich, daß man vor werdenden Bauten kaum noch den Blick erhebt, so sicher ist es, daß sich hinter den Gerüsten nichts Unartiges auftürmen wird; man kann ganz ruhig sein. Unser Durchschnitt, wie gesagt, ist höher ja als anderswo –.

Sind wir kühn wenigstens in der Planung?

Es handelt sich bei allem, was sich der Heimkehrende hier zu meinen gestattet, selbstverständlich nicht um diese oder jene Persönlichkeit, die von einer geschichtlichen Situation bestellt ist, das Mögliche zu verrichten, sondern um die Möglichkeiten und Grenzen einer geschichtlichen Situation selbst – um die Frage, wieweit es einem schweizerischen Städteplaner überhaupt möglich ist, kühn zu sein, zukünftig zu sein in einem Land, das eigentlich nicht die Zukunft will, sondern die Vergangenheit. Hat die Schweiz (die offizielle, meine ich, nicht die Fronde) ein Ziel in die Zukunft hinaus? Zu bewahren, was man besitzt oder besessen hat, ist eine notwendige Aufgabe, aber noch nicht genug; um lebendig zu sein, braucht man auch ein Ziel in die Zukunft hinaus. Welches ist dieses Ziel, dieses Etwas, was die Schweiz beseelt, dieses Unerreichte, was uns kühn macht, dieses Zukünftige, was uns gegenwärtig macht? Wir sind uns wohl einig im Wunsch, daß die Russen nicht kommen; aber darüber hinaus: Was ist, wenn uns die Russen erspart bleiben, unser eigenes Ziel? Was wollen wir aus unserem Land gestalten? Was soll entstehen? Was ist unser Entwurf in Hinsicht auf das kommende Jahrhundert? Haben wir eine schöpferische Hoffnung? Unsere letzte große, wirklich lebendige Epoche war die Mitte des 19. Jahrhunderts, die Achtundvierziger Jahre; damals hatten sie einen Entwurf, sie wollten, was es zuvor noch nicht gegeben hatte, und freuten sich auf das Übermorgen; damals hatte die Schweiz eine geschichtliche Gegenwart. Haben wir sie heute? Das Heimweh nach dem Vorgestern, das die meisten

Schweizer zu bestimmen scheint, sehen wir allenthalben – in der Literatur: Morgarten und Gartenlaube sind ihre beliebtesten Bezirke; die meisten Erzählungen entführen uns in die ländliche Idylle, die als letztes Reduit der Innerlichkeit erscheint; die meisten Gedichte bedienen sich einer Metaphorik, die kaum unserer eignen Erfahrungswelt entstammt, und wenn nicht mit Pferden gepflügt wird, sondern mit einem Traktor, liefert ihnen das Brot schon keine Poesie mehr; eine gewisse Wehmütigkeit, daß das 19. Jahrhundert immer weiter zurückliegt, scheint die hauptsächlichste Aussage im schweizerischen Schrifttum zu sein; – in der Architektur: wie zögernd und unlustig wir den Maßstab unserer Städte ändern, wie wehmütig, wie widerspenstig und halbhatzig. Gibt es etwas Halbhatzigeres als die heutige Zürcher Altstadt? Ein Werk unserer Generation. Ob unsere Enkel es danken werden? Die Idee, unsere Altstadt abzuschneiden vom Verkehr und als Reminiszenz zu pflegen, ist schön. Und daneben, im geziemen den Abstand, baue man die Stadt unserer Zeit! Aber wir machen ja weder das eine noch das andere, sondern wir sanieren uns zwischen jeder radikalen Entscheidung hindurch; Architekten voll Talent und Heimatliebe sind dabei, heutige Geschäftshäuser unterzubringen in den ungefähren Maßstab des 16. oder 17. oder 18. Jahrhunderts. Ein schwieriges Unterfangen! Zwar ist es möglich, Eisenbeton zu tarnen mit Quadern aus Haustein, mit Stichbogen und mit echten Erkerlein aus dem Mittelalter; doch ganz vereinen lassen sie sich nicht, scheint es, der Maßstab und die Rendite, und kein Neger-Soldat auf Urlaub wird glauben, daß er im Niederdorf das alte Europa sehe. Glauben wir es? Die Stadt unserer Vorfahren schlichterdinge niederzureißen, um Platz zu haben für unsere eigene Stadt, wäre verrückt; es gäbe einen Sturm der Empörung. In der Tat machen wir das Verrücktere: wir verpfuschen die Stadt unserer Vorfahren, ohne dafür eine neue zu bauen. Woher kommt das alles? Und woher kommt es, daß all das scheinbar nur wenige erschreckt? Es schiene so selbstverständlich: die Altstadt pflegen und lassen, wie sie einst gewesen ist, und dafür in Oerlikon aufhören, Rücksicht zu nehmen auf den Maßstab der Zwingli-Zeit. War es nicht Zwingli, der sagte: Laßt uns um Gottes Willen etwas Tapferes tun? Statt dessen verbreitet sich Jahr um Jahr ein architektonisches Epigonentum, das bis zur Parodie reicht. Was heißt Tradition? Ich würde sagen: sich an die Aufgaben seiner Zeit wagen mit dem gleichen Mut, wie die Vorfahren ihn hatten gegenüber ihrer Zeit. Alles andere ist Imitation. Oder Mumifikation. Und wer die Heimat für etwas Lebendiges hält, wird sich weigern, Mumifikation als Heimat-Schutz zu bezeichnen –.

Gehen wir nach Oerlikon!

Mit Recht (wenn man vergleichsweise etwa an die amerikanischen Slums denkt) sind wir stolz auf unseren Sozialen Wohnungsbau. Abseits von historischen Straßen und historischen Denkmälern, unbehindert also, weitab von unseren Münstern, die sicherlich zu Recht

den Maßstab der inneren Stadt bestimmen, entstehen Siedelungen um Siedelungen, schmuck und gepflegt, sauber, gesund und erschwänglich für jedermann. Die ersten sieben Siedelungen, die man besichtigt, sind erquicklich, alle folgenden nicht schlechter, und doch schleicht sich ein langsames Unbehagen ein. Ist es nur ein ästhetisches, weil Wiederholung ermüdet? Bei der rationierten Fläche müssen sich die Grundrisse ja gleichen; dazu die immergleiche Höhe aller Zimmer, die gesetzlich geregelte Entfernung vom nächsten Eidgenossen, die gesetzlich geregelten Dachneigungen – eine gewisse Uniformierung ist nicht zu übersehen, obzwar sie geleugnet wird. Ein besonders zierliches Gebärdchen, ein origineller Dachhut, all dies wird man als Fachmann durchaus bemerken und loben; der Architekt, man spürt es, kämpft wie ein Don Quijote gegen die Uniformierung. Es ist aber eine Uniformierung der Ausmaße, und dagegen hilft kein dekorativer Einfall. Und die Donquijoterie besteht darin, daß man mit einer dekorativen Phrase auszieht, nämlich mit der Phrase vom freien Individuum, und darüber die Wirklichkeit nicht wahrhaben will und also auch nicht bewältigt; das ist es vielleicht, was an unseren Siedelungen irgendwie nicht stimmt: das Negativum der Standardisierung, nämlich die Monotonie der Uniformierung, haben wir; aber wir wollen sie (um einer Phrase willen) nicht wahrhaben und können uns daher nicht zur Standardisierung entschließen, zum Positivum der Standardisierung. Wie gesagt: der Heimkehrende staunt vor soviel menschenwürdiger Hygiene, vor soviel sozialer Gerechtigkeit, die jedem Eidgenossen sein angemessenes Bad liefert. Für meine Person, mag sein, würde eine Dusche genügen; hätte ich dafür bloß ein größeres, vielleicht sogar ein höheres Zimmer. Das ist ein individueller Wunsch, gewiß, aber darum geht es hier: Wie steht es mit der individuellen Freiheit in unseren Siedelungen? Ganz praktisch: Habe ich in einer Siedelung beispielsweise die Freiheit, einen sehr langen Tisch zu haben? Ich habe sie nicht; ich sehe mich unfrei bis in die Möblierung hinein, uniformiert. Oder habe ich (beispielsweise in einer Siedlung irgendwo bei Schwamendingen) die Freiheit, jederzeit innert nützlicher Frist jene paar Menschen treffen zu können, die mir etwas bedeuten, Menschen, die vielleicht am andern Ende der Stadt wohnen? Ich habe sie nicht; denn es kostet mich eine Stunde oder mehr, um ans andere Ende unserer immerhin kleinen Stadt zu kommen. Mit andern Worten: eine Schnellbahn, die ich von meinem Hochhaus in wenigen Minuten erreiche, wäre mir wichtiger als die Gemeinsamkeit der Dachneigungen, menschlich wichtiger. Und was habe ich, als Mensch, von einer noch so dekorativen Dorfplatz-Imitation, wie sie noch immer in unseren Siedelungen spukt? Eine Siedelung ist kein Dorf, soziologisch nicht. Ich bin ein Städter, ich bin ein Mieter und kein Bauer, der auf eigener Erde lebt, und also ein Nomade; der Mieter-Nachbar ist eine zufällig-erzwungene Nachbarschaft, oft eine sehr flüchtige Nachbarschaft, und meistens wäre es kein menschlicher Verlust, wenn ich diesen Nachbarn nicht in die Küche oder die Loggia sähe. Die Nachbar-

schaften, die ich brauche, sind die geistig-menschlichen, nicht die Wohn-Nachbarschaften. Ich brauche keinen dekorativen Trost (wie die romantische Zweistöckigkeit unsrer Siedelungen) gegen das «Zeitalter der Vermassung». Was ich brauche, ist wirkliche Hilfe, um in diesem Zeitalter leben zu können: – eine Satelliten-Stadt mit Schnellbahn, Hochhäuser (aus Gründen, die jedes Kind weiß) und meinetwegen auch Standardisierung der Bauteile, damit es billiger kommt, damit ich mir größere Räume leisten kann, usw.

Warum verwirklichen wir es nicht?

Es wäre nicht einmal mehr ein Wagnis; in allen Ländern, die sich nicht in ein Antiquariat verwandeln, sondern leben wollen und infolgedessen begriffen haben, daß mit Romantisierung nichts zu retten ist, finden sich die Proben, und es geht –.

Warum geht es bei uns nicht?

Rechtliche, gesetzliche, verfassungsmäßige Hindernisse – wir wissen es und finden uns damit ab, ohne daran zu denken, daß es der Zweck der Verfassung ist, nützlich zu sein, und zwar der Allgemeinheit nützlich, ein Mittel, um das bestmögliche Leben unseres Volkes zu gewährleisten, und daß es allein in unsrer Hand läge, die Verfassung zu ändern, im Geiste ihrer Schöpfer zu ändern, wenn es nötig ist, um uns einzurichten in einem veränderten Zeitalter. Was diesem Akt – und ohne ihn ist ein ernsthafter Städte-Entwurf nicht zu denken! – entgegensteht, ist ein Phänomen, das den Heimkehrenden auf allen Gebieten irritiert, nämlich: die schweizerische Angst vor der Verwandlung überhaupt, das schweizerische Bedürfnis, im 19. Jahrhundert zu leben (was immer schlechter gelingen wird!), das schweizerische Ressentiment gegenüber der Tatsache, daß die Weltgeschichte nicht uns zuliebe stehenbleibt, die schweizerische Lustlosigkeit gegenüber der Zukunft, kurzum, der schweizerische Wahn, man sei frei wie die Väter, indem man nicht über die Väter hinauszugehen wagt.

Werden wir damit bestehen?

Der Liberalismus, wie er im 19. Jahrhundert blühte, ging von der Prämisse aus, daß es genug Reserven gibt, beispielsweise an Bodenfläche; die Freiheit bestand darin, daß man überall eine Fabrik aufstellen und sein Glück versuchen konnte, und es war nichts dagegen einzuwenden; der Spielraum war da. Nun ist aber im Zuge eben dieser Freiheit (Freiheit des Tüchtigen) die vorhandene Bodenfläche nicht gänzlich verbraucht, aber äußerst beschränkt worden, und es ist einfach nicht mehr möglich, in diesem Stil frei zu sein. Unaufhaltsam ist daraus etwas anderes geworden, was die Achtundvierziger nicht meinten, Freiheit des Mächtigen, Freiheit auf Kosten der übrigen. Die Gesellschaft sieht sich gezwungen, Schranken zu errichten; jede Bauordnung, jeder Zonenplan ist schon eine Aufhebung jener Freiheit, da sie zum Verderben führt. Auf Schritt und Tritt,

vom Praktischen genötigt, stehen wir vor der heiklen Frage, was wir nun eigentlich unter Freiheit verstehen. Jeder einigermaßen Aufrichtige weiß, daß es sie so, wie die Festreden sie schildern, nicht gibt. Gibt es somit überhaupt nichts, was den Namen Freiheit verdient? Alles drängt uns zum Paradox: die letzte Chance individueller Freiheit, die uns verbleibt, ist in der Planung. Warum ergreifen wir sie nicht mit aller Entschiedenheit? Man hat Hemmungen; Planung ist für viele (nicht nur Spekulanten, deren Freiheit ja wohl mit der eidgenössischen Idee nichts zu tun hat) durchaus ein Angstwort; es erinnert an Sowjetisierung, zumindest an Amerikanisierung; man habe schon genug Verbote, genug Herrschaft der Beamten! In der Tat kennen wir ja noch kaum eine andere Art von Planung, die schöpferische Art, die nicht verbietet, sondern verlockt, Anreize in die Welt setzt und so, indem sie sich den natürlichen Eigennutz der Leute zunutze macht, das Gewollte entstehen läßt; die schöpferische Planung sagt nicht: Hier darfst du nicht! sondern: Dort darfst du! Sie verhindert nicht, sie stiftet. Sie personifiziert sich nicht in einem Polizisten, sondern in einem Pionier; sie eröffnet Möglichkeiten, sie befreit, sie begeistert, und ihre Macht ist die einzige annehmbare, nämlich die Macht der produktiven Idee. Haben wir keine Ideen? Wie gesagt: es gibt keine schöpferische Planung, solange wir gewisse Gesetze nicht ändern, die sich überholt haben. Worin bestünde die Freiheit einer Verfassung, wenn nicht darin, daß sie einem Volk das Recht gibt, unter Umständen auch die Verfassung zu ändern, um sich in einem veränderten Zeitalter (die Arglist der Zeit ist nicht immer die gleiche) behaupten zu können? Gerade da die Schweiz nicht nur ein kleines Land ist, sondern ein Land, das infolge der geschichtlichen Entwicklung immer noch kleiner wird, müßten wir eigentlich die ersten sein, die sich die neue Form der Freiheit erobern, die Freiheit durch Plan; es wäre eidgenössischer als das

meiste, was heute geschieht, und die so dringend notwendige Manifestation einer lebendigen Schweiz –.

Summa summarum:

Der Heimkehrende (für eine Weile befreit von der Gewöhnung, die unser Urteil einschläfert) ist ziemlich beklommen, wenn er wieder vor unsrer einheimischen Architektur steht, erstaunt über die landläufige Selbstzufriedenheit; der Mythos des Kompromisses, die Flucht ins Detail, die Diktatur des Durchschnittlichen, der Kult des Niedlichen, das auffallende Heimweh nach dem Vorgestern und die gefährliche Meinung, daß Demokratie etwas sei, was sich nicht verwandeln kann – gewiß, alldies fällt nicht unter die Haftpflicht der Architekten; Architektur ist nur Ausdruck einer allgemeinen Geisteshaltung, und die Wandlung kann kaum vom Architekten kommen. Als Fachmann kann er höchstens die sachliche Erkenntnis fördern, daß wir ganz einfach verloren sind, wenn wir in dieser Art weiterdörfeln. Ob die Schweiz sich wandeln oder sich selbst aufgeben will, kann letztlich nur das Volk entscheiden, wobei allerdings nicht wenig darauf ankommt, ob die Intellektuellen es wagen, die entscheidenden Fragen so offen als möglich zu stellen – auch auf die Gefahr hin, als destruktiv zu gelten, weil man etwas anderes noch mehr liebt als die Schweiz, die uns gerade umgibt, nämlich die Möglichkeit einer lebendigen Schweiz.

Nachtrag. *Zwei junge Basler, Dr. Markus Kutter und Lucius Burckhardt, ein Historiker und ein Nationalökonom, haben soeben eine Broschüre veröffentlicht unter dem Titel «Wir selber bauen unsere Stadt» (Verlag Felix Handschin), ein Hinweis auf die Möglichkeiten staatlicher Baupolitik – vom Standpunkt des «Laien» aus, eine Schrift, die um der Richtigkeit der Fragestellung willen nicht übergangen werden dürfte.*

Les jeunes tendances dans le mouvement artistique lausannois

Par Georges Peilleux

Le canton de Vaud, en matière de beaux-arts, est un pays jeune. Son histoire de l'art, on l'a vu lors de l'exposition d'ensemble qui s'est installée pour l'été au Musée cantonal des Beaux-Arts de Lausanne, ne remonte pas très loin au delà de l'aube du XVIII^e siècle, et encore ne s'est-elle pas montrée extrêmement riche en personnalités de premier plan depuis lors. Affaire de tempérament peut-être, cette peinture vaudoise est généralement traditionnaliste, conservatrice et, durant la première moitié de ce siècle, plutôt méfiante à l'égard des expériences poursuivies à l'étranger, ce qui ne l'a pas empêchée, relevons-le tout de suite, de compter, parmi ceux qui l'ont édifiée, de très beaux artistes.

Ces brèves considérations liminaires nous paraissent indispensables au moment où nous tentons de donner une manière de panorama de la jeune peinture actuelle à Lausanne. Les jeunes créateurs qui font l'objet de cet article apportent en effet dans ce mouvement artistique un fait nouveau par leur présence et leurs conceptions. Par leur indépendance d'esprit inattendue, leur audace, leur indifférence à l'égard des préférences bourgeoises et des saints principes de leurs aînés, ils ont créé un événement insolite, et ouvert malgré tout, qu'on le veuille ou non, une nouvelle époque dans l'histoire régionale des beaux-arts. Leur initiative, il faut être juste, avait été précédée quelques lustres auparavant de quel-